

(Nachdruck verboten.)

47

Pelle der Eroberer.

Der große Kampf.

Roman von Martin Andersen Mergø.

Aus dem dritten Stockwerk kam eine Frau herausgeschlichen und brach ein wenig von dem Holzwerk ab; sie nickte ihm zu. „Für einen Schluck Kaffee“, sagte sie, „und Gott segne den Kaffee! Man kann ihn so dünn machen, wie man will, wenn er bloß gut warm ist.“

Die Wohnung stand leer, Lasse war nicht da. Pelle erkundigte sich auf dem langen Gang. Er erfuhr, daß er im Keller bei der Trödlerin haufe. Mehrere magere graue Gesichter kamen einen Augenblick in den Türen zum Vorschein und starrten ihn an, dann verschwanden sie lautlos.

Der Keller der Trödlerin war mit Gegenständen überhäuft, der Winter wehte die Habseligkeiten der Armen hier hinab. Lasse saß in einem Winkel und flüchtete an einer Matratze, er war allein hier unten. „Sie ist ausgegangen, um sich was anzusehen“, sagte er, „in dieser Zeit hat ihr Geld viel zu tun! Nein, ich will nicht mit Dir gehen und Euer Brot aufessen. Ich habe mein Essen und Trinken hier, dafür helfe ich ihr. Wieviele andere können wohl sagen, daß sie in diesem Winter ihr Auskommen gesichert haben? Und eine Ecke, wo ich liegen kann, habe ich auch. Aber kannst Du mir nicht sagen, was aus Peter geworden ist? Eines Tages war er da oben aus dem Zimmer weg, und seitdem habe ich nichts wieder von ihm gesehen.“

„Dann ist er wohl mit seiner Braut zusammengezogen“, erwiderte Pelle. „Ich will mal sehen, ob ich es nicht erfahren kann.“

„Ach ja, wenn Du das wolltest. Es waren so gute Kinder die drei, es wäre ein Jammer, wenn einem von ihnen etwas zustößen sollte.“

Pelle wollte den Vater nicht aus einem sicheren Verdienst herausreißen. „Wir wissen ja selbst nicht mal, was wir Dir dafür bieten können. Vergiß aber nicht, daß Du uns immer willkommen bist, Ellen selbst hat mich hierher geschickt.“

„Ja, ja, dankt ihr vielemal dafür! Nun geh Du jetzt nur, ehe die Alte wiederkommt“, sagte Lasse ängstlich. „Sie mag es nicht, wenn hier jemand ist, sie ist bange für ihr Geld.“

Das erste, was draufgehen mußte, war Pelles Winterüberzieher. Er verließ ihn eines Tages, ohne daß Ellen es wahrte, und kam nach Hause und überraschte sie mit dem Geld, das er froh auf den Tisch warf, Krone für Krone. „Wie das fängt!“ sagte er zu Klein-Lasse. Der Junge sprang und wollte das Geld zum Spielen haben.

„Was soll ich mit einem Winterüberzieher?“ entgegnete er auf Ellens freundliche Vorkürze. Mich friert nicht und er hängt hier ja nur herum. Nun habe ich mich den ganzen Sommer damit herumgeschlagen. — Ach, wie der wärmt!“ sagte er zu dem Jungen, als Ellen Feuerung geholt hatte. „Das war wirklich ein guter Winterüberzieher, den Vater gehabt hat! Der kann Mutter und Schwester und Klein-Lasse wärmen.“

Der Junge legte die Hände auf seine Knie und guckte in das Feuer hin nach Vaters Überzieher. Das Feuer entzündete Flammen in seinen großen Kinderaugen und spielte auf den roten Wangen. „Ein schöner Überzieher!“ sagte er und lachte über das ganze Gesicht.

Von den Hausbewohnern sahen sie nicht viel und von der Familie auch nicht. Die Leute lebten still und kämpften in ihren vier Wänden jeder mit seiner eigenen Not. Des Sonntags setzten sie den Kleinen bei einem von den Nachbarn ein, gingen in die Stadt und standen eine Stunde vor irgendeinem Konzertlokal und froren, während sie der Musik lauschten. Dann gingen sie wieder nach Hause, saßen da und fingen Grillen, ohne Licht anzuzünden beim Schein des Ofens.

Eines Sonntags sah es schlimm aus. „Die Kohlen reichen nur noch bis heute mittag“, sagte Ellen. „Wir müssen ausgehen.“ Essen haben wir auch nicht mehr. Aber vielleicht können wir zu den Alten gehen, dann laden sie uns am Ende zu Abend ein.“

Als sie gehen wollten, kam Ellens Bruder Otto mit seiner

Frau und zwei Kindern zu ihnen zu Besuch. Ellen wechselte einen verzweifelten Blick mit Pelle. Der Winter hatte auch ihnen ihr Gepräge aufgedrückt; ihre Gesichter waren schmal und ernst. Aber warme Kleider hatten sie doch noch. „Ihr müßt Eure Mäntel anbehalten“, sagte Ellen, „denn ich habe keine Feuerung mehr; ich hatte gestern so viel zu tun und mußte es bis heute aufschieben, und da will das Unglück, daß beim Kohlenhändler keiner zu Hause ist.“

„Wenn die Kleinen nur nicht frieren“, sagte Pelle, „wir Erwachsenen können uns schon warm halten.“

„Na, solange ihnen keine Eiszapfen unter der Nase hängen, schadet es ihnen auch nicht!“ sagte Otto Stolpe mit einem Anflug von seinem alten Humor.

Sie trippelten unruhig in der Stube hin und her und sprachen von den schlechten Zeiten und der wachsenden Not. „Ja, es ist schrecklich, daß es nicht genug für alle Menschen gibt“, sagte Ottos Frau. „Aber nun macht der strenge Winter der Not ein Ende und dann wird es wieder gut!“

„Du meinst, daß der Winter uns zuerst den Garauz machen wird?“ sagte Otto und lachte verzweifelt.

„Nein, nicht uns — dem Elend natürlich. Ach, Du weißt wohl recht gut, was ich meine. Aber so ist er immer,“ wandte sie sich an Pelle.

„Sonderbar, daß Ihr Frauenzimmer noch immer in dem alten frommen Glauben umhergehen könnt, daß es nicht genug von allem gibt“, sagte Pelle. „Der Hafen liegt doch voll von Kohlenhaufen, und in den Läden fehlt es nicht an Ewaren. Im Gegenteil, da ist viel mehr als sonst, weil so viele entbehren müssen. Das kannst Du auch daraus sehen, daß in der Stadt jetzt alles billiger ist. Aber was kann das nützen, wenn man kein Geld hat? Mit der Verteilung ist es schlecht bestellt.“

„Ja, Du hast ganz Recht!“ sagte Otto Stolpe. „Es ist auch wirklich verteuert, daß man nicht den Mut hat, zuzugreifen!“

Pelle hörte Ellen durch die Küchentür gehen, und nach einer Weile kam sie mit Feuerung in der Schürze zurück, sie hatte etwas Holz geliehen. „Ich habe doch noch ein bißchen zusammengesammelt“, sagte sie und legte sich vor dem Ofen auf die Knie. „Es ist auf alle Fälle genug, um eine Tasse Kaffee wärmen zu können.“

Der Bruder und seine Frau baten sie eindringlich, sich doch keine Mühe zu machen; sie hatten eben Kaffee getrunken, ehe sie von Hause weggegangen waren, nach einem soliden Frühstück. „Des Sonntags essen wir immer ein solides Frühstück“, sagte die junge Madam Stolpe, „das tut so gut!“ Während sie sprach, verfolgten ihre Augen mechanisch jede von Ellens Bewegungen, als ob etwas in ihr rechnete, wie schnell der Kaffee wohl fertig werden könne.

Und Ellen redete, während sie anzündete. Ja, natürlich, aber eine Tasse Kaffee sollten sie haben. Trockenen Mundes dürsteten sie nicht weggehen.

Pelle sah da und lauschte ihnen verwundert und traurig, ihre unschuldigen Bräuhereien beleuchteten ihm das Elend nur noch greller. Er konnte es Ellen ansehen, daß sie sich in einer schrecklichen Verlegenheit befand und folgte ihr in die Küche.

„Pelle, Pelle!“ sagte sie ganz verzweifelt. „Sie haben darauf gerechnet, daß sie heute bei uns zu Abend essen können, und ich habe keinen Bissen; was sollen wir nur machen?“

„Sagen, wie es ist, natürlich!“

„Das kann man doch nicht! Und sie haben heute auch nichts zu essen bekommen — kannst Du ihnen das nicht ansehen?“ Sie brach in Tränen aus.

„Na, laß mich die Sache nur ordnen“, sagte er tröstend. „Aber was willst Du uns denn zum Kaffee geben?“

„Das weiß ich nicht! Ich habe nichts als Schwarzbrot und etwas Butter!“

„Großer Gott! So ein kleines Schäfchen!“ sagte er lachend und nahm ihren Kopf in seine Hände, „und dann steht Du da und jammert, willst Du wohl machen, daß Du das Butterbrot streichst!“

Ellen machte sich zögernd an die Arbeit. Ehe sie aber die Bewirtung hereintrug, hörten sie sie lärmend mit der Haupttür klappen und die Treppe hinablaufen. Nach einer Weile kam sie wieder herein. „Nun hat, weiß Gott, der Bäcker alles

Feinbrot ausverkauft," sagte sie, „nun müßt Ihr mit Butterbrot zum Kaffee vorlieb nehmen.“

„Herr Gott, daß ist ja grobhartig, sagten sie, „Butterbrot schmeckt gerade an allerhöchsten zu Kaffee. Es ist nur eine Schande, daß wir Euch so viel Mühe machen!“

„Hört einmal," sagte Belle endlich, „es mag ja sein, daß es Euch Mäfir macht, Verstedt miteinander zu spielen, mir aber nicht! — ich will offen von der Leber reden: Hier bei uns herrscht Schmalhans und bei Euch wird es wohl auch nicht besser sein. Wie steht es bei den Alten eigentlich?“

„Die schlagen sich schon durch," erwiderte Otto, „Kredit haben sie immer, und ein wenig in der Hinterhand haben sie auch, glaube ich. Wollen wir da nicht hingehen und da heute zu Abend essen? Sonst fürchte ich, daß wir nichts bekommen?“

„Ja, tun wir das! Wir sind freilich erst vorgestern bei den Alten gewesen, aber was nützt das, irgend woher muß es ja doch kommen und es bleibt ja in der Familie!“

Die Kälte hatte keinen Einfluß auf Belle, das Blut rollte rasch in seinen Adern. Er war immer warm. Die Not faßte er als Mahnung auf und fühlte sich nur stärker als bisher, er benutzte den unfreiwilligen Müßiggang, um für die Sache zu arbeiten.

Da war keine Zeit zu Volksversammlungen und stark tönenden Worten. Viele hatten nicht einmal Kleider, um die Versammlungen zu besuchen. Die Bewegung hatte in der Kälte ihren Schwung verloren, man hatte genug zu tun, um zusammenzuhaltend, was da war. Belle faßte es als seine Aufgabe auf, die Hoffnung in den Verzagten aufrecht zu halten und war viel unterwegs; er kam mit vielen Menschen in Berührung. Das Elend legte sie bloß und entwickelte seine Menschenkenntnis.

Überall, wo ein Beruf in Stillstand geriet und die Not Einkehr hielt, waren er und die anderen bei der Hand, um der Demoralisation vorzubeugen und von dem herrschenden Zustand aus zu agitieren. Er sah, wie sich die Not gleich der Pest verbreitete und allmählich das Ganze eroberte, es war eine harthändige Gemeinschaft in dem Schicksal der Massen. In acht, vierzehn Tagen konnte die Arbeitslosigkeit einem Heim alle Traulichkeit nehmen, die durch viele Jahre zusammengeschrappt und gespart war, so schreiend war das Mißverhältnis. Hier war genug, um eine Auffassung in alle hinein zu äben, die niemals verging, und genug, um die Agitation zu fördern. Jeder, der nicht schlaff geworden war, konnte jetzt einsehen, was sie bezweckte.

Hier gab es Leute, die noch so waren wie die daheim! Die Not machte sie noch demütiger. Sie begriffen nicht die Gnade, daß sie Erlaubnis hatten, auf der Erde zu gehen und zu hungern. Mit denen war nicht auszukommen. Sie waren geborene Sklaven und das Sklavenmal sah tief in ihren Gemütern als jammervoller, hündischer Sinn.

Das waren Leute über ein gewisses Alter hinaus, von einer älteren Generation als die seine. Die jüngere war aus ganz anderem, härterem Stoff, er mußte oft erstaunt lauschen, so kräftige Gedanken hallten in ihren Gemütern wider. Sie waren bereit zu wagen und setzten hart gegen hart. Da mußte man zurückhalten, damit sie der Bewegung nicht schaden; denen ging es nie schnell genug vorwärts.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Chadschi-Murat.

Von Leo Tolstoi.

28]

„Das ist ja, was ich nicht möchte. Es ist immer so peinlich. Sie meinen, ich soll nicht hingehen?“ sagte Maria Dmitrijevna. „Nein, gehen Sie nicht. Kommen Sie lieber mit nach Hause.“ Maria Dmitrijevna machte kehrt und ging mit Butler zurück. Der Mond schien so hell, daß Butler trotz des beschattenden Tuches ihr sympathisches Gesicht deutlich sehen konnte. Er schaute sie an und hätte ihr gern sagen mögen, wie sehr sie ihm noch immer gefalle, doch wußte er nicht, wie er sein Kompliment herausbringen sollte, ohne einen neuen Abfall zu erleben. Sie wartete ihrerseits, was er wohl sagen würde, und so waren sie schweigend bis in die Nähe des Hauses gekommen, als plötzlich eine Abteilung Kosaken mit einem Offizier an der Spitze aus einer Seitengasse nach der StraÙe einbog.

„Wer kommt denn da noch so spät?“ sagte Maria Dmitrijevna und wich den Reitern zur Seite aus. Der Mond schien diesen auf den Rücken, so daß sie den voranreitenden Offizier erst erkannte, als er ganz dicht neben ihnen war. Es war Leutnant

Kamenew, der früher mit Major Petrov zusammen gebient hatte und von damals her mit Maria Dmitrijevna bekannt war.

„Peter Nikolajewitsch — sind Sie es?“ sprach sie dem Offizier an.

„Ich selbst in eigener Person," versetzte Kamenew. „Ah, Butler — guten Abend! Sie schlafen noch nicht, sondern promenieren hier mit Maria Dmitrijevna? Daß Ihnen der Major nur nicht auf den Kopf kommt! Wo steck er denn?“

„Hören Sie denn nicht?“ sagte Maria Dmitrijevna und zeigte nach der Richtung, aus der sich das Dröhnen einer großen türkischen Trommel und lauter Lieberklang vernehmen ließ. „Dort gehen sie wieder mal ganz gehörig.“

„Wer? Die hiesigen Herren?“

„Nicht die allein — es sind Gäste da, Kameraden aus Chiffis-Jurta.“

„Ah, da hab' ichs ja gut getroffen. Ich muß den Major sprechen, nur einen Augenblick . . .“

„Was gibts? Geschäfte?“ fragte Butler.

„Ja, eine kleine Sache.“

„Gut oder schlimm?“

„Wie mans nimmt. Für uns entschieden gut — für andere Leute mag's schlimm sein," antwortete Kamenew lächelnd.

In diesem Augenblick waren sie ganz dicht am Hause des Majors angekommen.

„Geda, Tschichirew!" rief Kamenew einem seiner Kosaken zu — „komm doch mal heran!“

Einer der donischen Kosaken ritt aus der Reihe heraus und kam an die Offiziere heran. Er trug die Felduniform seines Truppenteils, hohe Stiefel, den Mantel und den Quersack hinterm Sattel.

„Hol' das Ding mal heraus," sagte Kamenew, während er vom Pferde stieg.

Der Kosak stieg gleichfalls ab und holte aus dem Quersack einen zweiten, kleineren Sack hervor, in dem sich ein rundlicher Gegenstand befand. Kamenew nahm den Sack aus der Hand des Kosaken und steckte die Hand hinein.

„Wollen Sie es sehen? Erschrecken Sie aber nicht," wandte er sich an Maria Dmitrijevna.

„Warum soll ich denn erschrecken?“ meinte sie.

„Da!" sagte Kamenew, zog einen menschlichen Kopf aus dem Sack und hielt ihn gerade gegen das Mondlicht.

„Erkennen Sie ihn?“

Es war ein glattrasierter Kopf, mit zwei Wulsten über den Augen und kurz gehaltenem schwarzen Barte. Das eine Auge stand offen, das andere war halb geschlossen; der blutige Schädel war von Säbelhieben zerhackt, und in den Nasenlöchern befand sich geronnenes schwarzes Blut. Um den Hals war ein blutiges Handtuch gewickelt. Trotz der Wunden, die auch das Gesicht entstellten, lag ein kindlich gutmütiger Ausdruck um die blauen Lippen.

Maria Dmitrijevna sah eine Weile hin, wandte sich dann um und ging, ohne ein Wort zu sagen, mit raschen Schritten in das Haus.

Butler vermochte seine Augen von dem graufigen Wilde nicht abzuwenden: es war der Kopf Chadschi-Murats, mit dem er noch vor ganz kurzer Zeit die Abende in so freundschaftlichen Gesprächen verbracht hatte, was er da sah.

„Wie ist denn das gekommen? Wer hat ihn getötet?“ fragte er.

„Ausrücken wollte er, aber wir haben ihn getriegt," sagte Kamenew und ging mit Butler in das Haus hinein. Er ist übrigens als ein Held gestorben," fügte er hinzu.

„Wie konnte das nur geschehen?“

„Warten Sie, bis Iwan Matwejewitsch kommt, dann will ich alles haarklein erzählen. Das ist ja meine Mission. Ich reite von Festung zu Festung, von Dorf zu Dorf, und zeige ihn herum.“

Man schickte nach Iwan Matwejewitsch. Er kam schwer betrunken an, mit zwei Offizieren, die gleichfalls einen tüchtigen Rausch hatten, und begann Kamenew zu umarmen.

„Ich habe Ihnen Chadschi-Murats Kopf mitgebracht," sagte Kamenew.

„Nicht möglich! Habt Ihr ihn getötet?“

„Ja, er wollte uns entwischen.“

„Ich hab's ja immer gesagt: er wird uns hinters Licht führen! Wo hast Du ihn also, den Kopf? Zeig' mal her!“

Man rief den Kosaken, und er brachte den Sack mit dem Kopfe. Der Kopf wurde herausgenommen, und Iwan Matwejewitsch sah ihn lange mit seinen trunkenen, blöden Augen an.

„Er war doch ein ganzer Kerl," sagte er. „Gib her — ich will ihn küssen!“

„Ein pfiffiger Kopf war's — ja, das muß man ihm lassen," meinte einer der Offiziere.

Nachdem alle den Kopf zur Genüge betrachtet hatten, wurde er wieder dem Kosaken übergeben. Der legte ihn in den Sack zurück und setzte ihn vorsichtig, damit er kein Geräusch mache, auf den Boden.

„Sag' mal, Kamenew — was erzählst Du denn den Leuten, wenn Du ihn so herumzeigst?“ fragte einer der Offiziere.

„Nein, gib ihn her, ich muß ihn noch einmal küssen — er hat mir ja einen Säbel geschenkt!“ schrie der Major.

Butler trat auf die Haustreppe hinaus. Maria Dmitrijevna sah dort auf der zweiten Stufe. Sie warf einen Blick auf Butler und wandte sich dann zornig ab.

„Was ist Ihnen denn, Maria Dmitrijevna?“ fragte Butler.

„Ihr seid alle Mörder! Ich kann Euch nicht leiden, ihr Mörder,“ sagte sie und erhob sich.

„So kann es doch jedem von uns gehen,“ meinte Butler, der nicht recht wußte, was er sagen sollte. „Das ist mal nicht anders im Kriege.“

„Im Kriege? Ist denn das noch Krieg? Mörder seid Ihr, weiter nichts! Statt den Toten der Erde zu übergeben, treibt Ihr Euren Spott mit ihm — ihr Mörder!“ wiederholte sie immer wieder, ging dann die Treppe hinunter und verschwand um die Hausecke, um durch den hinteren Eingang nach ihrem Zimmer zu gehen.

Butler kehrte in das Zimmer des Majors zurück und bat Ramenow zu erzählen, wie sich alles zugetragen hatte. Und dieser erzählte, was er wußte.

24.

Es war Chadschi-Murat gestattet worden, in der Nähe der Stadt Spazierritte zu machen, doch nur in Begleitung einer Kosakenkorte. Es befand sich in Nucha im ganzen ein halbes Hundert Kosaken, von denen zehn Mann beim Kommando Dienst taten, während die anderen da und dort Verwendung fanden und für die erforderlichen Dienstleistungen oft kaum genügten. Sollten nun, wie angeordnet war, mit Chadschi-Murat stets zehn Mann ausreiten, so fehlten an anderen Stellen die nötigen Mannschaften. Am ersten Tage wurden ihm, wie befohlen, zehn Mann beigegeben, dann aber entschied man, daß immer nur fünf Kosaken mitreiten sollten, und man bedeutete Chadschi-Murat, er solle nicht immer seine sämtlichen Muriden mitnehmen.

An dem verhängnisvollen Tage jedoch ritt er mit allen seinen Getreuen aus. Während er sein Pferd bestieg, bemerkte der Kosakenoffizier, daß alle fünf Muriden sich ansahen, Chadschi-Murat zu begleiten. Der Offizier machte ihn darauf aufmerksam, daß ihm die Mitnahme seiner sämtlichen Leute untersagt sei, doch Chadschi-Murat tat, als ob er seine Worte nicht höre, und ritt davon, worauf der Offizier ihn gewähren ließ. Der ihm beigegebene Unteroffizier war ein stattlicher, untersezier, blonder junger Mensch namens Nasarow, die Wangen wie Milch und Blut, das Haar vom Scheitel aus nach vorn und hinten gesämmt und rund herum abgeschnitten. Mit Stolz trug Nasarow das Georgskreuz für Tapferkeit auf der Brust. Er war der älteste Sohn einer armen altgläubigen Familie, der den Vater früh verloren hatte und seine alte Mutter samt fünf jüngeren Geschwistern unterhielt.

„Daß ihn nicht zu weit reiten, Nasarow!“ rief der Offizier ihm nach.

„Zu Befehl, Euer Wohlgeboren,“ antwortete Nasarow und setzte, während er die Büchse auf dem Rücken zurechtstach, seinen großen, stattlichen Fuchswallach in Trab. Die vier Kosaken ritten hinter ihm her. Der eine von ihnen war der als Dieb und Beutemacher bekannte Ferapontow, ein langer, hagerer Mensch, von dem Samalo Schießpulver gekauft hatte. Dann war da ein älterer Kosak, Ignatow mit Namen, dessen Dienstzeit eigentlich schon um war — ein stämmiger Burjste, der gern mit seiner Stärke prahlte. Der dritte der Kosaken, Michkin, war ein noch nicht volljähriges, schwächliches Kerlchen, über das alle sich lustig machten. Petratow, der vierte, war ein blonder junger Mann, stets munter und freundlich, der einzige Sohn seiner Mutter.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kopffjägeri auf Celebes.

Die fürchtbare Sitte der Kopffjägeri hat zum Glück eine nicht allzu weite Verbreitung unter den Wildvölkern der Erde. Häufig kommt sie nur in Südostasien — vornehmlich im Bereiche der Malaien — und auf den Indonnesien benachbarten, zu Australien gerechneten Inseln vor; in Afrika und unter den Indianern Südamerikas nur vereinzelt. Die Sitte läßt sich nicht aus Mordlust erklären, sondern hängt mit abergläubischen, religiösen Vorstellungen zusammen, unter denen im indo-australischen Archipel solche zweierlei Art hervorzuheben sind. Zumeist herrscht dort die Anschauung, der Jüngling müsse, ehe er heiratet, den Kopf eines lebenden Menschen erbeuten, damit dessen Seele Schutzgeist für die zu gründende Familie werde. Andere Stämme dagegen wollen auf diese Weise den Seelen der verstorbenen Eltern oder Geschwister ein Opfer darbringen, damit die Verwandtenseelen durch den Besitz des Schädels des Getöpten dessen Seele sich dienstbar machen können und infolgedessen bei guter Laune bleiben. Eigentümlich ist dabei, daß in einem Teile von Celebes die Kopffjägeri zum Gewerbe eines bestimmten Stammes, der Tololaki, geworden ist. Man braucht dort nicht mehr selbst einen Kopf zu erbeuten, was ja manchmal, wenn es sich auch immer nur um Mordmord handelt, ein nicht ungefährliches Unternehmen ist, sondern bestellt bei einem Krieger jenes Stammes den erforderlichen Kopf. Die Eingeborenen lassen sich Europäern gegenüber selten über die Sitte aus. Biemlich genaue Nachrichten über die Kopffjägeri in Südost-Celebes erhielt dort indessen die Frankfurter Sunda-Expedition, deren Leiter, Dr. J. Eibert, sie in dem eben erschienenen ersten Bande seines großen Werkes: „Die Sunda-Expedition des Vereins für Geographie und Statistik zu Frankfurt a. M.“ mitgeteilt hat.

Die Beobachtungen beziehen sich meist auf die bis dahin unerforschte Landschaft Rumbia, die noch wenig oder gar nicht unter holländischem Einfluß stand. Stirbt dort ein Fürst oder dessen Frau, so muß ein Kopf erbeutet werden. Vor allem aber muß eine fürstliche Frau, die wieder heiraten will, einen Kopf beschaffen und ebenso der fürstliche Wittwer, der eine neue Ehe eingehen möchte. Denn würde er nicht vorher für ein Schädelopfer sorgen, so würde die Seele der verstorbenen ersten Frau über die Familie der jungen Gattin Unheil bringen, ja selbst den Tod des Mannes bewirken. Beim Tode eines gewöhnlichen Sterblichen ist das Darbringen eines Kopfes nicht so unbedingt erforderlich; man pflegt sich in diesem Falle viel Zeit zur Erfüllung dieser Ehrenpflicht zu lassen und begnügt sich mit einem einzigen Schädel für alle, die innerhalb eines Jahres in der Gemeinde gestorben sind. In der Nachbarlandschaft Mengtola aber soll ein Kopffjagdzug schon dann für notwendig erachtet werden, wenn ein unangenehmer Traum, den man dem Einfluß der abgewandenen Seelen zuschreibt, auf böse Ereignisse hindeutet. Die Beschaffung und Opferung eines Schädels findet in Rumbia in Verbindung mit dem Feste der Reisernte Ende August oder Anfang September statt. Rückt die Ernte heran, so gehen die Männer wohlbewehrt in einer besonderen Rüstung auf die Kopffjagd. Die Rüstung besteht aus einer ärmellosen Panzerjacke, die aus den Bastfasern eines Baumes gefertigt ist und Raden und Schulter durch Klappen aus schuppenartig übereinander greifenden Büffelfellstückchen schützt. Dazu kommt ein aus Rottang geflochtener Helm und Fellüberzug. Der so bellebete Jäger trägt einen Schild aus Holz, Schwert und Lanzen und ähnelt einem römischen Gladiator. Das Opfer sucht man beim Nachbarstamm. Es werden aber auch Sklaven des eigenen Stammes verwendet; die Häuptlinge schicken sich gegenseitig den dem Tode Geweihten mit einer Botschaft zu, wobei sie sich gewisser Geheimzeichen bedienen.

Die Kopffjäger beschleichen ihr Opfer meist beim Sammeln im Walde oder auf dem Felde und töten es mit der Lanze. Dann schlagen sie dem Gefallenen den Kopf ab und verschwinden, ohne die Leiche weiter zu verstümmeln. Der glückliche Kopffjäger wird in seinem Dorfe mit großen Ehren empfangen, und man rührt kräftig die Trommel. Vor dem Betreten seines Hauses muß er der Sitte gemäß die Rüstung mit der einfachen Jacke aus Baumrinde vertauschen. In Mengtola fertigt ihm seine Familie einen turmartigen Hut an, den er bei dem nun folgenden Kopffjägerfest tragen muß. Dieses Fest dauert mehrere Tage. Es werden Büffel, auch Schweine geschlachtet; überall wird stark geessen und viel Palmwein getrunken. Als Opfer für alle Seelen der seit Jahresfrist gestorbenen Gemeindeglieder gilt ein Umtrun aus dem erbeuteten Schädelknochen, das man dann am Giebel des über dem Grabe errichteten Häuschen anbringt. Bei diesen Festen wird auch viel getanzt, gespielt und gesungen. Besonders beliebt sind die Ringtänze (die Tänzer bewegen sich langsam im Kreise), bei denen die beteiligten Männer unbekleidet und die Frauen in Röschchen aus Palmblattstreifen auftreten. Die Gesänge sind vorwiegend religiösen Inhalts oder stellen einen Heldenmythus dar. Zweikämpfer in Kopffjägertracht führen unter Musikbegleitung Scheingefechte auf, tanzen umeinander, machen plötzlich Ausfälle und Seitenprünge, rennen mit den Schilden zusammen und führen Schwertstiche. Durch den Palmweingenuß angeregt, geraten die Fechter manchmal in eine wahre Wut. Stundenlang dauern diese Kampfspiele, bei denen alle Männer der Reihe nach ihre Kräfte erproben; die Menge sitzt im Kreise um sie herum und zollt Beifall.

Die Kopffjagd hängt, wie angedeutet, mit dem Totenkult zusammen. Bis zur gemeinsamen Bestattung bei Gelegenheit des Erntefestes bewahrt man die Toten in bootförmigen Särgen in einem besonderen Häuschen im Walde auf. Die Leiche eines Fürsten bleibt bis zur Beerdigung in diesem Hause. Die Leiche eines Priesters erhält überhaupt kein Erdgrab, sondern ein eigenes Häutchen, wo sie ständig bleibt. In manchen Gegenden aber begräbt man jeden Toten für sich, schon nach einigen Tagen. Im Sarage liegt die Leiche nackt und mit zusammengebundenen Beinen; die Kleider werden zu Bündeln verpackt und unter Kopf, Füße und auf den Leib gelegt. Ein Fürst bekommt außerdem ein Schwert. Nachdem der Leiche noch etwas Erde in den Mund gesteckt und ihr der Kopf auf die rechte Seite gedreht worden ist, verflücht man den Sarag, verschmiert alle Ritzen und stellt Eh- und Genutzwaren daneben hin. Bei der engen Verbindung der Kopffjagd mit dem Totenkult und den religiösen Anschauungen der Eingeborenen der Sundawelt darf es uns nicht wundern, wenn man sie nur ganz allmählich und mit größter Vorsicht einzuschränken vermag. Mit einem allgemeinen Verbot und Ausrottungsmahregeln wäre nichts zu erreichen. Ueberdies könnte einem Verbot nur dort Nachdruck verliehen werden, wo die holländischen Beamten die nötigen Nachmittels in Händen haben, und das ist in dem weiten Archipel außer auf Java noch lange nicht überall der Fall.

Kleines feuilleton.

Astronomisches.

Die Leere des Weltalls. Wer in klaren Winternächten den Blick auf das Firmament richtet, dessen Augen gewahren ein schier unermessliches Gewimmel von Sternen, die mit hell flimmerndem Licht blitzen, von anderen, die mild leuchten, und noch

Ittischwächeren, deren Schein gerade noch unsere Netzhaut erreicht. Wie ein goldenes Band aber zieht sich die Milchstraße über den nächtlichen Himmel; wir vermögen die Myriaden von Sonnen, die ihren matten Glanz ausmachen, nicht einzeln zu unterscheiden, aber wir ahnen in dieser unsfahbaren Vielheit von gewaltigen Sonnen die unermeßliche Größe des Weltalls. In unermeßlicher, scharfsinniger Arbeit hat der Menschengestalt Ordnung in diesen scheinbaren Wirrwarr gebracht; er hat die Sonnen, die seinen Hilfsmitteln zugänglich zu zählen versucht, er hat durch die Spektralanalyse ihre Materie erforscht, ihre Wärme gemessen, er hat die Richtung ihrer Bahn und ihrer Geschwindigkeit ergründet. Er hat gefunden, daß es Sonnen gibt, die auf uns zu, und andere, die von uns hinwegziehen. Viele Kilometer in der Sekunde legt jeder dieser Weltkörper zurück; eine unsfahbare Geschwindigkeit für unser irdisch begrenztes Vorstellungsvermögen. Würde aber der Mensch nicht unwillkürlich überall seine eigenen irdischen Maßstäbe auch im Weltall (unwillkürlich) zum Vergleich heranziehen, so würde er finden, daß jene scheinbar so ungeheuren Geschwindigkeiten in Wirklichkeit gar nicht so groß sind. Denn alle Raum- und Zeitverhältnisse sind relativ; dem Vaterium würde, wenn es denken könnte, die Geschwindigkeit, mit der der für seine Begriffe unermeßlich gigantische Mensch sich fortbewegt, ebenso unsfahbar groß erscheinen, wie uns Menschen die Schnelligkeit eines seine Bahn verfolgenden Himmelskörpers sich darstellt. Nehmen wir zur Veranschaulichung dieses Relativitätsprinzips einmal unsere Sonne an, die eine Kugel von 1 386 700 Kilometer Durchmesser ist. Diese ungeheure Kugel eilt in der Sekunde um 20 Kilometer im Weltraum fort. Um also ein Stück Weges, gleich ihrer eigenen Ausdehnung, zurückzulegen, braucht die Sonne nicht weniger als 19½ Stunden. Die Schnecke, für uns das Sinnbild langsamer Fortbewegung, braucht für eine entsprechende Strecke nur einige Sekunden. Eine in voller Fahrt befindliche Schnellzuglokomotive legt in der Sekunde gar 30 Meter, also das Dreifache ihrer Ausdehnung zurück.

Ist auch die Größe der Himmelskörper, ihre Materie kolossal, so stehen ihnen doch auch unendlich große Räume zu Gebote. Weilen wir zur Veranschaulichung dieser Verhältnisse bei unserem Sonnensystem. Das Volumen der Erde beträgt rund 1 Billion Kubikmeter, ihr Gewicht macht 5,7 Quadrillionen Kilogramm aus. Die Sonne dagegen wiegt 2 Quintillionen Kilogramm, und die Totalmasse aller Körper unseres Sonnensystems in Kilogramm wird durch eine Zahl mit 42 Nullen ausgedrückt. Sein menschliches Gehirn ist imstande, sich bei diesen Zahlen noch etwas Greifbares zu denken. Trotzdem sind diese Massen unbedeutend, geradezu winzig im Verhältnis zu dem Raum, der ihnen zu Gebote steht. Denn denkt man sich ein kugelförmiges Gebiet, dessen äußere Grenze durch die Bahn des Planeten Neptun dargestellt wird, so hat man den Raum, der den Körpern unseres Sonnensystems zu Gebote steht. Dieses Gebiet hat einen Halbmesser von 4467 Millionen Kilometer, und sein Rauminhalt beträgt danach ungefähr 373 000 Quadrillionen Kubikmeter. Würde man auf diesen Raum die Masse aller Körper unseres Sonnensystems gleichmäßig verteilen, so käme auf ein Kubikmeter nicht mehr als 5¼ Tausendstel Milligramm Materie. Das gleiche Volumen atmosphärischer Luft hat dagegen ein Gewicht von ungefähr 1,5 Milligramm. Die durchschnittliche Dichtigkeit unseres Sonnensystems auf den ihm zur Verfügung stehenden Teil des Welttraumes berechnet, ist also 240 Millionen mal geringer als die der Luft. Die unsfahbar große Masse der Himmelskörper schrumpft also im Räume zu einem wahren Nichts zusammen.

Diesen Gedanken von der Winzigkeit der Materie im Raume hat zuerst der deutsche Astrophysiker Scheiner entwickelt. Beim Verfolg seiner Ideen kommt man zu noch verblüffenderen Ergebnissen. Verlassen wir unser Sonnensystem und lenken wir den Blick auf die uns nächste fremde Sonne. Zwischen dieser und unserer Sonne liegt ein völlig leerer Raum, der so groß ist, daß sein Durchmesser ungefähr 7000 mal die Entfernung des Planeten Neptun von der Sonne ausmacht. Dieser uns nächste Fixstern ist der Stern Alpha im Bilde des Centauren. Sicherlich werden überhaupt die einzelnen Sonnensysteme alle ungefähr so weit von den Nachbarsystemen entfernt sein. Infolgedessen sieht jedem Sonnensystem, auch dem unserigen, in Wirklichkeit ein 7000 mal größerer Raum als der vorhin durch die Neptunbahn begrenzte Raum zur Verfügung. Man muß sich daher die Masse des Sonnensystems über das Innere einer Kugel ausgebreitet denken, die 43 000 Millionen mal größer ist als die, deren äußerste Grenze die Neptunbahn bildet. Daraus ergibt sich eine durchschnittliche Dichtigkeit der Materie, die 240 Millionen mal 43 000 Millionen, oder 10 Trillionen mal geringer ist als die Dichtigkeit der Luft. Geht man schließlich, wie Professor Scheiner, von der Annahme aus, daß die großen Fixsternsysteme, wie etwa unsere Milchstraße, voneinander durch leere Räume getrennt sind, deren Ausdehnung durchschnittlich ungefähr 100 mal größer ist als der Durchmesser jedes dieser Systeme, so erhalten wir als durchschnittliche Dichtigkeit des ganzen unseren schärfsten Instrumenten noch zugänglichen Universums einen Wert, der 10 Quadrillionen mal kleiner ist als der Wert, der die Dichtigkeit der Atmosphäre an der Erdoberfläche ausdrückt.

Es gibt also keine größere Raumverwendung als die im Weltall. Unendliche öde Weiten breiten sich aus zwischen pärllich

verstreuten, langsam dahinschleichenden Kugeln, alle von gleicher Gestalt und meist aus der gleichen Materie.

Medizinisches.

Neues von der Schlafkrankheit. Die Berichte über die Verheerungen durch die Schlafkrankheit in Afrika werden immer bedenklicher. Prof. Sandwith hat in einem Vortrage in London hervorgehoben, daß die Zahl der während der letzten 10 Jahre im Kongogebiet an der Schlafkrankheit gestorbenen Eingeborenen wenigstens eine halbe Million betragen hat. Man führt die Verbreitung der Seuche jetzt zum großen Teil auf die Reisen Stanley's zurück, der mit seinen Begleitern die Krankheit unwissentlich in weite Gebiete von Innerafrika verschleppt haben soll. Insbesondere macht man ihn für die Pest in Uganda verantwortlich, wo der Schätzung nach im Jahre 1908 allein von einer Gesamtbevölkerung von 300 000 nicht weniger als 200 000 an der Schlafkrankheit gestorben sind.

Witterweise wird der Kampf gegen die Schlafkrankheit und um die endliche Ausflöschung ihres Nistorts mit Eifer fortgesetzt. Die englische Schlafkrankheitskommission, die das entvölkerte Uganda während der Jahre 1908—1910 für ihre Forschungen auswählte, hat jetzt ihren letzten Bericht veröffentlicht. Der erste Teil beschäftigt sich mit der Entwicklung des Keimes der Krankheit (Trypanosoma gambiense) in der Tsetsefliege und mit der Frage seiner Übertragung durch dies Insekt. Es hat sich als wahrscheinlich herausgestellt, daß eine Fliege, die einmal, mit dem Keim angesteckt ist, diesen bis an ihr Lebensende verbreiten kann. Von der Aufnahme des Keims bis zur Ansteckungsfähigkeit vergehen 28 Tage. Es ist immerhin noch ein Glück zu nennen, daß die Keime sich in der Fliege nicht immer entwickeln, sondern nur in einem von zwanzig Fällen, wenn die Fliegen an einem angesteckten Tier gesogen haben. Nach den bisherigen Untersuchungen kommt überhaupt auf 500 Tsetsefliegen nur eine, die zur Übertragung der Schlafkrankheit fähig ist. Bei den ungeheuren Mengen aber, in denen das Insekt vorkommt, ist auch das schon schlimm genug. In einem zweiten Abschnitt werden die Ergebnisse der Forschungen mitgeteilt, die über die Aufnahmefähigkeit verschiedener Tiere für den Keim der Schlafkrankheit angestellt worden sind. Sie haben zu dem Schluß geführt, daß sowohl Rinder wie Antilopen in einem verunreinigten Gebiete Wirte für den Krankheitskeim werden können. Ueberhaupt scheinen die freilebenden Tiere noch zu größeren Bedenken Veranlassung zu geben, als man bisher zugestanden hat. Es kann wohl nur ihr Verschulden sein, wenn die Tsetsefliege in einem Gebiete drei Jahre lang anstehend gewesen ist, nachdem die Bevölkerung bereits völlig verschwunden war.

Technisches.

Das Seeschiff der Zukunft? Im Jahre 1812 hat sich Europa der erste, erstaunliche Anblick des neuen Dampfbootes, der den Amerikaner bereits vertraut war. Und schon nach hundert Jahren, in einer für die Entwicklung eines so wichtigen und vortragungslosen Verkehrsmittels verhältnismäßig kurzen Zeit scheint es durch einen neuen Typ verdrängt werden zu sollen: das Dieselschiff, dem noch der offizielle Name fehlt, für das jedoch das Charakteristische ist, daß der Dampfessel durch den Dieselmotor ersetzt wird. Und zwar sind es große Uebersee-Schiffe, die man auf diese Weise auszurüsten beginnt. Die Hamburg—Amerika-Linie hat mit ihrem ersten Versuch kein Glück gehabt; an Stelle der beschädigten Motoren hat sie wieder Dampfessel in das Probeschiff einbauen müssen. Dagegen sind jetzt der größten Kopenhagener Werft überragende Erfolge mit 7000-Tonnen-Schiffen gelungen, in Folge deren sich die Aufträge, auch aus anderen Ländern, häufen. Besonders angenehm überrascht war man von dem absolut sicheren Rückwärtsmandrieren des neuen Modells, da man gerade in dieser Beziehung Befürchtungen gehegt hatte. Dazu kommen die großen Annehmlichkeiten gegenüber dem Schmutz und der Geräuschfülle des Dampfers. Das zum Betriebe der Motoren erforderliche Petroleum findet seinen Platz in den Tanks des Doppelbodens, die bei den Dampfern den Wasserballast halten. Die Schornsteine sind überflüssig geworden, da es keine Kohle und keinen Rauch mehr gibt; aber infolgedessen auch keinen Ruf. Die nötigen Ausstoßrohre liegen in den Masten versteckt. Der Maschinenraum wird auf diese Weise, verglichen mit denen der Dampfer, zu einem behaglichen Aufenthalt. Keine Hitze und ungeheure Luft, kein ohrenbetäubender Lärm und kein Schmutz und Kohlenstaub machen den Aufenthalt, wie namentlich in den Tropen, zur Hölle. Denn die ersten fertigen Schiffe des neuen Typs „Selandia“ und „Biona“ werden für die Dänisch-Ostasiatische Kompagnie regelmäßig zwischen Genua und Bangkok laufen. Nur hin und wieder hört man einen kleinen, scharfen Knall, wie von einem Pistolenknall, wenn etwas von der komprimierten Luft aus einem Sicherheitsventil entweicht. Das ist alles, im übrigen sieht ein Maschinenmeister an zwei Handgriffen und reguliert das Werk, setzt das Schiff in Gang oder bringt es zum Stehen, so leicht als man sonst eine Taschenuhr aufzieht. Wenn auch der Typ im Verlauf der Zeit gewiß noch Verbesserungen erfahren wird, so ist doch der Beweis erbracht, daß er seinen Zweck völlig zu erfüllen imstande ist, daß der Erfindergeist nicht nur wie üblich für die Passagiere und Aktionäre, sondern auch für die Bedienungsmannschaft wesentlich günstigere Bedingungen geschaffen hat.